

KNAUR 

*Von David Morrell sind bereits folgende Thriller
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Creepers

Level 9

Über den Autor:

David Morrell, 1943 geboren, ist promovierter Literaturwissenschaftler und hat bisher 28 Spannungsromane veröffentlicht, die in 26 Sprachen übersetzt wurden. Seit er die Figur des John Rambo erfand, gilt er als Vater des modernen Actionthrillers. In »Der Opiummörder« zeigt er eine ganz neue Seite seines Könnens.

David Morrell

Der Opiummörder

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Christine Gaspard

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Murder as a Fine Art« bei Mulholland Books, New York.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*



Deutsche Erstausgabe Dezember 2015
Knaur Taschenbuch
© 2013 David Morrell
This edition published by arrangement
with Little, Brown and Company,
New York, New York, USA. All rights reserved.
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Emily Modick
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Arcangel Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51753-6

*Für Robert Morrison und Grevel Lindop,
als Dank dafür, dass sie meine Reisebegleiter
zu Thomas De Quincey waren*

Einleitung

Auf den ersten Blick wirkt es erstaunlich, dass das England des viktorianischen Zeitalters, ein England, das für seine strikt unter Kontrolle gehaltenen Emotionen bekannt war, sich mit wahrer Besessenheit auf einen neuen Typ von Literatur stürzen konnte, den sogenannten Sensationsroman. Als Wilkie Collins im Jahr 1859 seinen Roman *Die Frau in Weiß* veröffentlichte, löste er etwas aus, das die Kritiker seiner Zeit als »Sensationsmanie« bezeichneten. Ihnen zufolge befriedigte derartige Literatur »die Gelüste eines krankhaften Appetits«, sie glich »einem Virus, der sich in alle Richtungen ausbreitet«. Der schockierende neue Geschichtentyp hatte seine Wurzeln in den Schauerromanen des vergangenen Jahrhunderts, mit dem Unterschied allerdings, dass die Sensationsschriftsteller ihre Geschichten nicht mehr in uralten düsteren Gemäuern ansiedelten, sondern in den sehr realen Wohnungen und Stadtvierteln des viktorianischen England. Die Finsternis erwuchs nicht aus dem Übernatürlichen. Sie brütete in den Herzen scheinbar ehrbarer Personen des öffentlichen Lebens, deren Privatleben erschreckende Geheimnisse barg. Wahnsinn, Inzest, Vergewaltigung, Erpressung, Kindesmord, Brandstiftung, Drogenmissbrauch, Gift, Sadomasochismus und Nekrophilie – all das und noch viel mehr, behaupteten die Sensationsautoren, verbarg sich hinter der viktorianischen Fassade von Anstand und vornehmer Zurückhaltung.

Bei näherem Hinsehen aber erscheint diese Leidenschaft für das Sensationelle nur folgerichtig: als eine Reaktion auf die nach außen hin streng kontrollierten Emotionen des viktoriana-

nischen Zeitalters. Es ist kaum möglich, zu übertreiben, in welchem Maß die Bürger der mittleren und oberen Gesellschaftsschichten ihr privates und öffentliches Leben voneinander getrennt hielten, ihre wahren Empfindungen vor Außenstehenden verbargen. Der verbreitete Brauch, die Vorhänge immer geschlossen zu halten, ist das perfekte Sinnbild für die viktorianische Einstellung, dass das eigene Zuhause und Privatleben ein geheiligter Bereich waren: Man blickte von dort aus hinaus ins Freie, aber niemand durfte ins Innere blicken. Geheimnisse gab es nicht nur in jeder Familie; man nahm als selbstverständlich an, dass es sie gab, und respektierte sie als etwas, das andere nichts anging.

Thomas De Quincey, ein umstrittener viktorianischer Autor, dessen Theorien über das Unbewusste die Arbeit Freuds um siebzig Jahre vorwegnahmen, schrieb über das Thema Verdrängung und Geheimnisse: »So etwas wie ein Vergessen gibt es nicht. Was in den Geist eingeschrieben wurde, bleibt für immer bestehen und wird offenbart, sobald die Nacht zurückkehrt.« De Quincey wurde berühmt, als er das Unvorstellbare tat und sein Privatleben in dem skandalösen Bestseller *Bekenntnisse eines englischen Opiumessers* vor der Öffentlichkeit ausbreitete. William S. Burroughs bezeichnete das Werk später als »das erste und nach wie vor das beste Buch über Drogenabhängigkeit«.

De Quinceys reißerische Schriften, vor allem sein Essay »Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet«, machen ihn zu einem der »Erfinder« des Sensationsromans. Der verstörende Aufsatz befasst sich mit den berüchtigten Morden von Ratcliffe Highway, die im Jahr 1811 nicht nur London, sondern ganz England in Angst und Schrecken versetzten. Die Versuchung ist groß, die Auswirkungen dieser Morde mit der Furcht zu vergleichen, die das Londoner East End bei der Mordserie von

Jack the Ripper am anderen Ende des Jahrhunderts, im Jahr 1888, packte. Aber tatsächlich war die Panik angesichts der Morde von Ratcliffe Highway größer und weiter verbreitet, denn hier handelte es sich um die ersten Fälle von mehrfachem Mord, die in ganz England bekannt wurden – dank der zunehmenden Verbreitung von Zeitungen (allein in London gab es im Jahr 1811 bereits zweiundfünfzig davon) und dem erst vor kurzem vollständig ausgebauten System von Postkutschen, die mit der unerbittlichen Geschwindigkeit von zehn Meilen die Stunde das Land durchquerten.

Außerdem ermordete Jack the Ripper ausnahmslos Prostituierte, während die Opfer der Morde von Ratcliffe Highway kleine Geschäftsleute und ihre Familien waren. Straßenhuren mochten Angst vor Jack the Ripper haben; jedermann hatte Grund, den Mörder von Ratcliffe Highway zu fürchten. Das Schicksal seiner Opfer wird in den Ereignissen des ersten Kapitels dieses Romans wieder aufgenommen; mancher mag sie schockierend finden, aber sie beruhen auf geschichtlichen Tatsachen.

Es ist lang her, seit wir Thomas De Quincey gelesen haben, aber seine blutigen Schreckensbilder sind uns noch frisch im Gedächtnis und haben bis heute nichts von ihrer entsetzlichen Macht verloren. Denn noch lange nachdem wir ihn gelesen hatten, brachte jede Nacht wieder den ganz realen Schauer, die lähmende Furcht und die Alpträume zurück, die der Fluch unserer ersten Lektüre waren.

British Quarterly Review, 1863

I

Der Künstler des Todes

»Man beginnt allmählich einzusehen, daß zur künstlerischen Vollendung einer Mordtat doch etwas mehr gehört als zwei Dummköpfe, einer, der tötet, und einer, der getötet wird, ein Messer, eine Briefftasche und eine dunkle Gasse. Formgebung, meine Herren, Sinn für Gruppierung und Beleuchtung, poetisches Empfinden und Zartgefühl werden heute zu einer solchen Tat verlangt ... Wie Aischylos oder Milton die Dichtkunst, wie Michelangelo die Malerei, so hat er [John Williams, der Londoner Mörder von 1811] seine Kunst zu gewaltiger Erhabenheit emporgeführt.«

Thomas De Quincey

»Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet«

London 1854

Tizian, Rubens und van Dyck, so heißt es, gingen ihrer künstlerischen Tätigkeit immer in voller Garderobe nach. Bevor sie sich daranmachten, ihren Visionen auf der Leinwand Unsterblichkeit zu verleihen, badeten sie, um ihren Geist symbolisch von allen Ablenkungen zu reinigen. Sie legten die beste Kleidung an, die beste Perücke und in einem bestimmten Fall sogar einen Degen mit diamantbesetztem Griff. Der Künstler des Todes hatte sich auf ähnliche Art vorbereitet. In einen Abendanzug gekleidet, saß er zwei Stunden lang da und starrte eine Wand an, um sich zu sammeln und auszurichten. Als die Dunkelheit Schatten durch ein vorhangbeschirmtes Fenster warf, zündete er eine Petroleumlampe an und packte

seine Version von Pinseln, Farben und Leinwand in eine schwarze Ledertasche. Im Gedenken an Rubens fügte er eine Perücke hinzu; sie war gelbblond im Gegensatz zu dem Hellbraun seiner eigenen Haare. Ein zu ihr passender Bühnenbart kam ebenfalls in die Tasche. Zehn Jahre zuvor hätte jede Gesichtshaarung noch Aufmerksamkeit erregt, aber eine in jüngerer Zeit aufgekommene Mode hatte dafür gesorgt, dass ein Bart fast das Übliche geworden war im Gegensatz zu seinem eigenen, zunehmend ungewöhnlichen glatt rasierten Gesicht. Er legte den schweren Klöpfel eines Schiffszimmermanns zu den anderen Gegenständen in der Tasche. Der Klöpfel war alt; sein Kopf war mit den Initialen J.P. gestempelt. Anstelle des diamantbesetzten Degens, den einer der Maler bei der Arbeit getragen hatte, schob der Künstler ein zusammengeklapptes Rasiermesser mit elfenbeinernem Griff in die Tasche.

Er verließ seine Zuflucht und ging die Straße entlang, bis er eine belebte Kreuzung erreicht hatte, wo er an einem Mietkutschensstand wartete. Nach zwei Minuten kam schließlich ein leerer Hansom heran, dessen Fahrer erhöht hinter der eleganten Kabine saß. Der Künstler des Todes hatte nichts dagegen, vor aller Augen auf der Straße zu stehen, trotz der kalten Dezembernacht. Im Gegenteil – gerade jetzt wollte er gesehen werden, obwohl jeder Mensch, der ihn etwa beobachten sollte, bald Schwierigkeiten bekommen würde: Nebel trieb von der Themse herüber und schuf einen Ring aus dunstigem Licht um die Gaslaternen.

Der Künstler bezahlte acht Pence für die Fahrt zum Adelphi-Theater. Im Gedränge der Wagen und dem Pochen von Hufen schloss er sich einer gut gekleideten Menschenmenge an, die auf Einlass wartete. Über dem Eingang des Adelphi teilte ein mit Gaslampen beleuchteter Schriftzug mit, dass man das sensationelle Melodrama *The Corsican Brothers* spielte. Der

Künstler des Todes kannte das Stück und hätte jede Frage zu ihm beantworten können, vor allem zu dem ungewöhnlichen Aspekt, dass es zwei erste Akte hatte; sie wurden nacheinander gespielt, fanden in der Phantasie des Publikums aber gleichzeitig statt. Im ersten Teil sah einer der Titelhelden den Geist seines Zwillingbruders. Der zweite Teil stellte dar, wie der Zwilling zu ebenjener Zeit, als sein Bruder seinen Geist sah, ermordet wurde. Die Rache im letzten Akt war so gewalttätig und erforderte solche Mengen an Bühnenblut, dass ein großer Teil des Publikums behauptete, schockiert zu sein; die allgemeine Empörung hatte den Kartenverkauf weiter angekurbelt. Der Künstler des Todes schloss sich der aufgeregten Menge an, die ins Theater strömte. Seine Taschenuhr teilte ihm mit, dass es zwanzig Minuten nach sieben war. Der Vorhang sollte sich in zehn Minuten heben. Im Gedränge des Foyers kam er an einem Verkäufer vorbei, der die Noten der während des Stücks gespielten »Geistermelodie« vertrieb. Er verließ das Theater durch einen Nebeneingang, ging eine in Nebel gehüllte Gasse entlang, versteckte sich im Schatten hinter einem Kistenstapel und wartete, um sich zu vergewissern, dass niemand ihm gefolgt war.

Als er sich zehn Minuten später sicher fühlte, verließ er die Gasse am anderen Ende, überquerte zwei Straßen und rief eine weitere Mietkutsche; dieses Mal brauchte er nicht zu warten, weil gerade zahlreiche leere Kutschen vom Eingang des Theaters zurückkamen. Jetzt ließ er sich in einen weniger eleganten Teil der Stadt bringen. Er schloss die Augen und hörte zu, wie das Geräusch der Räder sich veränderte, von den großen, glatten Granitplatten der Hauptstraßen zu den kleinen, unebenen Pflastersteinen der alten Straßen im Londoner East End. Als er sich in einer Gegend absetzen ließ, in der ein Abendanzug eher ungewöhnlich war, ging der Fahrer fraglos davon aus, der

Künstler wolle die Dienste einer Straßenhure in Anspruch nehmen.

Hinter der geschlossenen Tür einer öffentlichen Bedürfnisanstalt holte der Künstler gewöhnliche Straßenkleidung aus der Ledertasche, zog sie an und schob seinen Theateranzug in die Tasche. Als er danach durch immer schäbigeren Straßen weiterging, suchte er absichtlich Nischen, Winkel und Durchgänge auf, in denen er die Straßenkleidung verschmutzte, die er jetzt trug, und die Ledertasche mit Schlamm beschmierte. Er betrat einen verdreckten Stallhof glatt rasiert und mit hellbraunem Haar und verließ ihn mit der gelbblonden Perücke und dem blonden Bart. Der Klappzylinder war längst in der Tasche verschwunden und durch eine verblichene Seemannsmütze ersetzt worden. Der Zimmermannsklöpfel steckte jetzt in einer Tasche einer schäbigen Seemannsjacke.

Auf diese Weise verbrachte der Künstler zwei Stunden. Die Notwendigkeit, auf jedes Detail zu achten, empfand er nicht etwa als mühselig, sondern als vergnüglich, ebenso wie die Gelegenheit, über die bevorstehende großartige Komposition nachzusinnen. Durch den schützenden Nebel hindurch kam er in Sichtweite seines Ziels. Es war ein drittklassiger Laden, der Kleidung für die Matrosen der Handelsmarine vertrieb, die dieses Viertel in der Nähe der Londoner Docks bevölkerten.

Er blieb an einer Ecke stehen und warf einen Blick auf seine Taschenuhr, wobei er darauf achtete, dass niemand außer ihm selbst sie zu sehen bekam. Eine Uhr war in dieser armseligen Gegend so ungewöhnlich, dass jeder Zeuge sofort vermutet hätte, der Künstler sei nicht der Seemann, der er zu sein vorgab. Die Zeiger der Uhr standen beinahe auf zehn. Alles verlief nach Plan. Bei seinen früheren Besuchen hatte er vermerkt, dass der für die Gegend zuständige Streifenpolizist um Viertel nach zehn durch diese Straße kam. Pünktlichkeit war eine Vor-

aussetzung für diese Tätigkeit; jeder Polizist absolvierte seine zwei Meilen lange Route ein Mal pro Stunde. Die Zeit, die der Beamte brauchte, um wieder an einem bestimmten Punkt anzukommen, änderte sich selten.

Der einzige Mensch in Sichtweite war eine Prostituierte, die selbst die Kälte der Nacht noch nicht dazu hatte bewegen können, in den Winkel zurückzukehren, der ihr als Zuhause diente. Als sie Anstalten machte, sich ihm zu nähern, warf der Künstler ihr einen scharfen Blick zu, woraufhin sie unvermittelt stehen blieb und dann in der entgegengesetzten Richtung in den Nebel verschwand.

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Geschäft zu und stellte fest, dass das Fenster mit einer Staubschicht bedeckt war, die den Schein der Lampe im Inneren dämpfte. Der Schatten eines Mannes trat ins Freie und klappte einen Laden vor das Fenster – wie üblich wurde um zehn Uhr geschlossen.

Sobald der Schatten wieder im Haus verschwunden war, überquerte der Künstler die leere Straße und griff nach dem Türknauf. Wenn die Tür schon verriegelt sein sollte, würde er klopfen – es war anzunehmen, dass der Besitzer die fünf Minuten, die für einen weiteren Verkauf nötig waren, gern opfern würde.

Aber die Tür war nicht verschlossen. Sie knarrte, als der Künstler sie aufstieß und einen Laden betrat, in dem es kaum wärmer war als auf der Straße draußen.

Ein Mann, der gerade im Begriff gewesen war, die Laterne an der Decke abzunehmen, drehte sich zu ihm um. Er war um die dreißig, dünn, bleich und mit müden Augen. Er trug ein schwarzes Hemd mit Stehkragen. Einer der Hemdknöpfe passte nicht zu den anderen. Die Aufschläge der Hosenbeine waren ausgefranst.

Erfordert ein großes Kunstwerk ein großes Thema? Erzielt die

Ermordung einer Königin eine größere Wirkung als die eines normalen Bürgers? Nein. Die bei der Kunst des Mordens angestrebten Empfindungen sind Mitleid und Entsetzen. Niemand hat Mitleid mit einer ermordeten Königin oder einem Premierminister oder einem reichen Mann. Die zunächst vorherrschende Emotion ist Unglauben angesichts der Tatsache, dass selbst die Mächtigen nicht gegen tödliche Hiebe gefeit sind. Aber der Schock ist nicht von Dauer, wohingegen Kummer und Mitleid es sind.

Ganz im Gegenteil, das Opfer sollte jung sein, hart arbeiten und wenig Besitz haben, dafür aber Hoffnungen und Ehrgeiz; es sollte den Blick auf ferne Ziele gerichtet halten trotz aller ermüdenden Fehlschläge. Das Opfer sollte eine ihm ergebene Ehefrau haben und liebevolle Kinder, die auf seine unablässige harte Arbeit angewiesen waren. Mitleid. Tränen. Dies ist es, was große Kunst ausmacht.

»Sie machen gerade dicht? Ein Glück, dass ich Sie noch erwische«, sagte der Künstler, während er die Ladentür schloss.

»Die Frau macht das Essen, aber Sie bringe ich noch unter. Was kann ich für Sie tun?« Der hagere Ladenbesitzer ließ nicht erkennen, dass etwas an dem Bart seines Besuchers ihm unecht vorkam oder dass er den Mann wiedererkannte, der sein Geschäft eine Woche zuvor in einer anderen Verkleidung schon einmal aufgesucht hatte.

»Ich brauche vier Paar Socken.« Der Künstler zeigte auf das Regal hinter der Verkaufstheke. »Dicke. Wie die Sorte, die Sie auf dem Brett da oben haben.«

»Vier Paar?« Der Ton des Ladenbesitzers ließ erkennen, dass dies heute einer der größeren Posten war. »Ein Shilling das Paar.«

»Zu viel. Ich hatte gehofft, wenn ich so viele kaufe, kriege ich einen besseren Preis. Vielleicht gehe ich lieber anderswohin.«

Hinter einer geschlossenen Tür, in einem der hinteren Räume, weinte ein Kind.

»Das klingt, als wäre da jemand hungrig«, bemerkte der Künstler.

»Laura. Wann ist sie mal *nicht* hungrig?« Der Ladenbesitzer seufzte. »Ich lege noch ein Paar dazu. Fünf für vier Shilling.«

»Einverstanden.«

Als der Ladenbesitzer zur Verkaufstheke hinüberging, griff der Künstler nach hinten und schob den Türriegel vor. Er hustete laut, um das Geräusch zu übertönen; das von den Schuhen des Ladenbesitzers verursachte hohle Poltern half ihm dabei. Dann folgte er dem Mann und holte dabei den Klöpfel aus der Jackentasche.

Der Ladenbesitzer schob sich hinter die Theke und griff nach den Socken auf einem der oberen Regale, wo der Künstler sie eine Woche zuvor hatte liegen sehen. »Diese?«

»Ja, die ungebleichten.« Der Künstler schwang den Klöpfel hoch. Sein Arm war muskulös. Der Klöpfel hatte eine breite Schlagfläche. Sie jagte durch die Luft und traf auf dem Schädel des Ladenbesitzers auf. Die Kraft des Aufschlags verursachte ein dumpf knackendes Geräusch, etwa wie wenn eine Eisschicht aufgebrochen wird.

Als der Ladenbesitzer stöhnte und zu Boden sank, schlug der Künstler ein zweites Mal zu; diesmal zielte er abwärts auf den zusammensackenden Körper, und der Klöpfel traf auf dem Scheitel auf.

Jetzt klang das Geräusch flüssig.

Der Künstler zog einen Arbeitskittel aus seiner Tasche und zog ihn über seine Kleidung. Er trat selbst hinter den Verkaufstisch und zog das Rasiermesser aus der Tasche, klappte es auf, zog den jetzt formlosen Kopf des Ladenbesitzers nach hinten und schnitt ihm die Kehle durch. Die fein geschliffene Klinge glitt

müheles. Blut sprühte über die Kleidungsstücke auf den Regalbrettern.

Die Laterne an der Decke schien heller zu leuchten.

Eine schöne Kunst.

Das Kind jenseits der Tür begann wieder zu weinen.

Der Künstler ließ die Leiche los; sie verursachte kaum ein Geräusch, als sie auf den Fußboden sackte. Er klappte das Rasiermesser zusammen, schob es wieder in die Tasche, hob den neben der Ledertasche liegenden Klöpfel auf und griff nach dem Knauf der zweiten Tür, hinter der er jetzt eine Frauenstimme rufen hörte.

»Jonathan, das Essen ist fertig!«

Als der Künstler die Tür aufstieß, traf er auf eine kleine dünne Frau, die im Begriff gewesen war, sie von innen zu öffnen. Sie hatte müde Augen, nicht anders als der Ladenbesitzer. Die Augen weiteten sich, überrascht ebenso von der Anwesenheit des Künstlers wie von dem Arbeitskittel, den er trug. »Wer zum Teufel sind denn *Sie?*«

Der Hausflur war eng und hatte eine niedrige Decke. Der Künstler hatte ihn kurz zu Gesicht bekommen, als er eine Woche zuvor schon einmal als angeblicher Kunde hierhergekommen war. Um in der Enge wirklich ausholen zu können, musste er den Klöpfel zunächst neben dem Bein halten und dann aufwärts schwingen, so dass er die Frau unter dem Kinn traf. Die Wucht des Schlags schleuderte ihren Kopf nach hinten. Sie stöhnte auf, und er stieß sie auf den Fußboden hinunter. Er ging auf ein Knie, und jetzt hatte er genug Raum, um den Arm zu heben und einen zweiten, dritten und vierten Hieb in ihr Gesicht anzubringen.

Zur Rechten führte eine Tür in die Küche. Es roch nach gekochtem Hammelfleisch, und er hörte eine Schüssel zu Bruch gehen.

Der Künstler richtete sich auf, stürmte durch die Tür und stieß auf ein Dienstmädchen – er hatte sie in der Woche zuvor für einen Botengang den Laden verlassen sehen. Sie öffnete den Mund, um zu schreien. In der geräumigeren Küche konnte er einen Seitwärtshieb anbringen, der den Schrei verhinderte, indem er ihr den Kiefer zerschmetterte.

»Mama?«, wimmerte eine Stimme.

Als er wieder zur Tür herumfuhr, sah der Künstler ein Mädchen von etwa sieben Jahren im Hausflur stehen. Das Haar des Kindes war zu zwei Zöpfen geflochten. Sie hielt eine Stoffpuppe im Arm und starrte auf den Körper ihrer Mutter auf dem Fußboden hinunter.

»Du musst Laura sein«, sagte der Künstler.

Er schlug ihr den Schädel ein.

Hinter sich hörte er das Dienstmädchen stöhnen. Er schnitt ihr die Kehle durch.

Er schnitt der Mutter die Kehle durch.

Er schnitt dem Kind die Kehle durch.

Der kupfrige Geruch von Blut begann sich mit dem Geruch nach gekochtem Hammel zu mischen, als der Künstler sein Werk begutachtete. Das Hämmern seines Herzens machte ihn atemlos.

Er schloss die Augen.

Und riss sie wieder auf, als er erneut ein Kind weinen hörte.

Das Geräusch kam aus dem hinteren Teil des Gangs. Er ging ihm nach und stieß auf eine weitere offene Tür. Sie führte in ein vollgestelltes, muffig riechendes Schlafzimmer, in dem Kerzenschein eine Babywiege erkennen ließ. Der Himmel aus Korbgeflecht war hochgeklappt, und das Weinen kam darunter hervor.

Der Künstler kehrte in die Küche zurück, um seinen Klöpfel zu holen, ging wieder ins Schlafzimmer, zertrümmerte die Wiege,

schlug auf das Bündel zwischen den Trümmern ein und schnitt ihm die Kehle durch.

Er wickelte das Bündel wieder ein und schob es unter die Überreste des Wiegenhimmels.

Die Kerze schien blendend hell zu werden. Der Künstler sah in vollkommener Klarheit, dass seine Hände mit Blut bedeckt waren. Sein Kittel war rot davon, und seine Stiefel waren es ebenfalls. Er entdeckte einen Spiegel auf einer schäbigen Kommode im Schlafzimmer und überzeugte sich davon, dass sein Bart, seine Perücke und seine Mütze noch unbefleckt waren.

Er ging in die Küche, füllte eine Schüssel mit Wasser aus einem Eimer und wusch sich die Hände. Er zog die Stiefel aus und wusch auch sie. Er zog den Kittel aus, faltete ihn zusammen und legte ihn auf einen Stuhl.

Nachdem er den Klöpfel auf den Küchentisch gelegt hatte, ging er in den Flur hinaus, bewunderte von dort aus die Leiche des Dienstmädchens auf dem Küchenfußboden und schloss dann die Tür. Die Tür zum Schlafzimmer schloss er ebenfalls. Er kehrte in den Laden zurück und würdigte von dort aus das kunstfertige Arrangement der Mutter und des siebenjährigen Mädchens in den Blutlachen des Hausflurs.

Er schloss auch diese Tür. Die Leiche des Ladenbesitzers war nur dann sichtbar, wenn jemand hinter den Verkaufstisch sah. Der nächste Mensch, der das Geschäft betrat, würde eine Reihe von Überraschungen erleben.

Entsetzen und Mitleid.

Eine der schönen Künste.

Unvermittelt klopfte jemand an die Ladentür, und der Künstler fuhr herum.

Das Klopfen wiederholte sich. Dann versuchte jemand die Tür zu öffnen, aber der Künstler hatte dafür gesorgt, dass der Riegel vorgeschoben war.

Die vordere Tür hatte kein Fenster. Der Laden des großen Fensters war geschlossen. Wer es auch war, der an die Tür klopfte, er würde nicht ins Innere sehen können, auch wenn das Licht der Laterne offensichtlich durch die Ritzen rings um die Tür drang.

»Jonathan, ich bin's, Richard!«, rief eine Männerstimme. »Ich hab dir die Decke für Laura vorbeigebracht!« Wieder ein Klopfen. »Jonathan!«

»He, was ist hier los?«, fragte eine amtlich klingende Stimme.

»Constable, ich bin froh, dass Sie da sind.«

»Sagen Sie mir, was Sie hier treiben.«

»Das hier ist das Geschäft meines Bruders. Er hat mich gebeten, eine Decke für seine kleine Tochter vorbeizubringen. Sie ist erkältet.«

»Aber warum hämmern Sie an die Tür?«

»Er macht nicht auf. Er weiß, dass ich komme, aber er macht nicht auf.«

»Klopfen Sie lauter.«

Die Tür erzitterte.

»Wie viele Menschen leben hier?«, erkundigte sich die Stimme des Polizisten.

»Mein Bruder, seine Frau, das Dienstmädchen und zwei Töchter.«

»Aber einer von ihnen müsste doch sicher Ihr Klopfen gehört haben. Gibt es eine Hintertür?«

»Die Gasse da entlang. Über die Mauer.«

»Warten Sie hier, ich gehe nachsehen.«

Der Künstler griff nach seiner Tasche, bevor er die Tür zum Hausflur öffnete, hindurchging und daran dachte, die Tür wieder zu schließen. Die Gefahr ließ sein Herz hämmern. Er rannte an den Leichen der Mutter und des Kindes vorbei, verlor auf dem glitschigen Fußboden fast das Gleichgewicht und schloss

die Hintertür auf. Er trat hinaus in einen kleinen Hof und verwendete auch diesmal wieder kostbare Zeit darauf, die Tür zu schließen.

Der Nebel roch nach Schornsteinruß. In der Dunkelheit erkannte er einen Umriss, von dem er annahm, dass es ein Abtritthäuschen war, und ging hinter ihm in Deckung, eben bevor ein grunzender Mann sich über die Mauer stemmte und den Strahl seiner Laterne in den Hof richtete.

»Hallo?« Die Stimme des Mannes klang barsch. Er ging zur Hintertür und klopfte. »Ich bin Polizeibeamter! Constable Becker! Ist alles in Ordnung bei Ihnen?«

Der Constable öffnete die Tür und trat ein. Als der Künstler ihn keuchen hörte, drehte er sich zu der schattenhaften Mauer hinter dem Abtritthäuschen um.

»Gott im Himmel«, murmelte der Beamte. Offenbar hatte er die Leichen der Mutter und des Kindes im Hausflur gesehen. Der Fußboden knarrte, als der Mann näher trat.

Der Künstler nutzte die Ablenkung, stellte seine Tasche auf der Mauer ab, zog sich hinauf, packte die Tasche und ließ sich auf der anderen Seite fallen. Er landete auf einer schlammigen Böschung und glitt bis zu ihrem Fuß hinunter, wo er fast in Abwasser gelandet wäre. Das Geräusch, mit dem er aufkam, schien so laut zu sein, dass er fürchtete, der Beamte müsse ihn gehört haben. Seine Hosenbeine waren durchnässt. Er wandte sich nach rechts und tastete sich in der nebligen Dunkelheit an der Mauer entlang. Ratten huschten davon.

In seinem Rücken hörte er den unverkennbaren Lärm eines Polizeialarms. Jeder Streifenpolizist trug eine hölzerne Ratsche bei sich, ein Gerät mit einem Griff und einem um den Griff drehbaren, gewichteten Holzrahmen, der ein schnelles Knattern von sich gab, wenn er in Bewegung gesetzt wurde. Der Constable setzte sein Gerät gerade ein: Der Lärm war so laut,

dass andere Streifenpolizisten in der Nähe ihn unmöglich überhören konnten.

Der Künstler erreichte eine nebelverschleierte Gasse. Das trübe Licht einer Straßenlaterne am anderen Ende zeigte ihm den Weg.

»Hilfe! Mord!«, brüllte der Polizist.

»Mord? Wo?«, schrie eine Stimme.

»Das Geschäft meines Bruders!«, antwortete eine andere Stimme. »Hier! Um Gottes willen, helfen Sie!«

Fenster glitten nach oben. Türen wurden krachend aufgerissen. Schritte stürmten durch die Dunkelheit.

Als der Künstler sich dem Licht am Ende der Gasse näherte, konnte er genug erkennen, um das Rasiermesser hinter einem Haufen Unrat zu verstecken. Eine Menschenmenge eilte im Nebel vorbei, angezogen von dem Lärm, den die Ratsche des Streifenpolizisten verursachte.

Als die Meute verschwunden war, trat der Künstler aus der Gasse ins Freie und ging in die entgegengesetzte Richtung. Er hielt sich dicht an den dunklen Gebäudewänden, jederzeit bereit, in einer Nische zu verschwinden, wenn er jemanden näher kommen hörte. Die wirren Stimmen der Menge wurden zu einem schwachen Echo.

Er fand eine öffentliche Bedürfnisanstalt, wo er die blonde Perücke abnahm und sie in das Loch warf; dann tat er das Gleiche mit dem Bart. Fünf Minuten später zog er in einer Gasse ganz in der Nähe eines besseren Viertels die Seemannskleidung aus und den in der Tasche verstauten Abendanzug wieder an. Er warf die Seemannskleidung mitsamt der Mütze in eine Ecke, wo jemand sie am Morgen dankbar finden würde. Die schlammverschmierte Ledertasche ließ er ein paar Schritte weiter im Müll liegen. Auch sie würde bald einen neuen Besitzer gefunden haben.

In dem wohlhabenderen Viertel ging er durch den Nebel dem Geräusch von Hufschlag nach, bis er eine Hauptstraße erreicht hatte. Eine leere Mietkutsche wartete an einem Stand in der Nähe eines Restaurants. Der Fahrer spähte von seinem erhöhten Sitz herunter und musterte die Abendkleidung des Künstlers, bis er zu dem Schluss gekommen war, dass er trotz der späten Stunde ein ungefährlicher Passagier war.

Während der Kutscher ihn zu einem Varietétheater im West End brachte, wischte sich der Künstler mit einem Taschentuch den Schlamm von den Schuhen. Er ließ sich im Publikum des Varietétheaters sehen, gab vor, einfach ein Theaterbesucher zu sein, der sich nach dem blutigen Ende von *The Corsican Brothers* noch etwas Amüsanteres ansehen wollte. Danach nahm er eine letzte Kutsche und fuhr nach Hause, wobei er sich fragte, ob Tizian, Rubens oder Van Dyck ihre Kunst jemals als so befriedigend empfunden hatten, wie er selbst es tat.

2

Der Mann, der sein rotes Haar verbarg

Die Londoner Polizei war im Jahr 1829 als erste organisierte Polizeibehörde Englands gegründet worden. Zuvor hatte die Sicherheit der Stadt auf den Schultern der alternen Nachtwächter geruht, denen man zu ihren trüben Laternen eine Ratsche ausgehändigt hatte sowie die Anweisung, jede halbe Stunde zu rufen, während sie ihre Runden machten. Häufig allerdings verbrachten die alten Männer die Nacht lieber damit, in ihren winzigen Wachhäuschen zu schlafen. Als Londons Bevölkerung auf eineinhalb Millionen angewachsen war, beauftragte die Stadt Sir Robert Peel, die Metropolitan Police aufzubauen. Die ersten dreitausendfünfhundert Angehörigen der Polizeitruppe wurden als »Bobbies« oder »Peelers« bezeichnet, beides in Anlehnung an den Namen ihres Gründers.

Im Jahr 1854 hatte London eine Einwohnerzahl von fast drei Millionen und war damit die größte Stadt der Welt. Die Anzahl der Polizisten aber hatte sich lediglich auf siebentausend verdoppelt, was kaum ausreichte, um die siebenhundert Quadratmeilen städtischer Fläche zu überwachen. Um die regulären Polizisten zu unterstützen, war eine zusätzliche Einheit von Ermittlern aufgebaut worden, in Form von acht Beamten in Zivil, die die Stadt durchstreiften. Ihre anonyme Anwesenheit verstörte viele Viktorianer, deren obsessive Sorge um ihre Pri-

vatsphäre sich auch in einer morbiden Furcht vor dem Bespitzeltwerden äußerte.

Diese Polizeidetektive waren aus den Reihen der Constables, der regulären Streifenpolizisten, ausgewählt worden. Die Straßen kannten sie also bereits, aber was sie auszeichnete, war ihr außergewöhnlicher Blick für Einzelheiten, die Fähigkeit, ein belebtes Hotelfoyer oder das Gedränge eines Bahnhofs zu mustern und Verhaltensweisen zu erkennen, die nicht ins Bild passten: der mögliche Wachsteher eines Einbruchs, der still stand, während alle anderen in Bewegung waren, der mögliche Taschendieb, der die Menge studierte, bevor er sich auf einen einzelnen Menschen in ihr konzentrierte, der mögliche Zuhälter, dessen Gesichtsausdruck berechnend war, während alle anderen ausgelassen wirkten.

Die Metropolitan Police und ihr Detektivbüro hatten ihr Hauptquartier im Distrikt Whitehall, in dem auch zahlreiche Regierungsgebäude lagen. Weil der Eingang an einer Straße namens Great Scotland Yard lag, verwendeten Zeitungsreporter eine abgekürzte Version des Straßennamens, wenn sie sich auf die Einheit bezogen. Für unverheiratete Detectives und Constables gab es ein Wohnheim in der Nähe, in dem sie unterkommen konnten. Und ebendort wurde Detective Inspector Sean Ryan, vierzig Jahre alt, am Samstag, dem 10. Dezember 1854, eine knappe halbe Stunde nach Mitternacht von einem Streifenpolizisten geweckt, der ihm mitteilte, dass im Distrikt East Wapping ein mehrfacher Mord geschehen war. Gewalttätigkeiten im East End waren ein alltägliches Vorkommnis, aber Morde waren selten. In diesem Jahr waren in London nur fünf Mörder gehängt worden, und in jedem dieser Fälle war es nur um ein einziges Opfer gegangen. Selbst in der größten Stadt der Welt sorgte ein Mehrfachmord für Entsetzen.

Ryan hatte zum Abendessen gekochtes Rindfleisch und Klöße

gegessen und demzufolge schlecht geschlafen. Er brauchte nur fünf Minuten zum Anziehen, wobei er sich vergewisserte, dass seine Handschuhe in der formlosen Jacke steckten. Zusammen mit den zehn Constables, die mit ihm zusammen untergebracht waren, trat er ins Freie, stellte fest, dass sein Atem in der kalten Luft gefror, und stieg auf den wartenden Polizeiwagen, den er angefordert hatte. In den kalten, nebelverhangenen Straßen herrschte kaum Verkehr, und so war die Gruppe innerhalb von vierzig Minuten am Schauplatz.

Eine Menschenmenge hatte sich versammelt wie bei einer öffentlichen Hinrichtung, und der Fahrer musste die Pferde in einiger Entfernung anhalten. Ryan und seine Constables stiegen hinunter auf das glitschige Straßenpflaster und gingen dem Stimmenlärm nach, bis eine Wand aus Schaulustigen sie am Weiterkommen hinderte.

»Das war der Spring-heeled Jack, der das getan hat, ich sag's euch!«, brüllte jemand. Der so bezeichnete feuerspeiende Mann mit Klauenhänden und an den Stiefeln befestigten Sprungfedern hatte siebzehn Jahre zuvor angeblich einige Londoner attackiert und war seither zu einer Gestalt der örtlichen Mythologie geworden.

»Nee, das waren die Iren! Brauch mich nur umzudrehen, und irgend so ein verdammter Mick bettelt mich um Geld an. Ihre Hungersnot haben die erfunden! Hat nie eine gegeben!«

»Stimmt genau! Die Micks lügen doch bloß, damit sie herkommen und uns die Arbeit wegnehmen können. Gleich wieder nach Hause schicken!«

»Nein, verdammt noch mal. Das sind alles Diebe. Aufhängen!« Ryan, dessen Eltern aus Irland eingewandert waren, als er selbst noch ein Kind war, hatte sich große Mühe gegeben, seinen irischen durch einen Londoner Akzent zu ersetzen. Seine Kleidung war ebenso anonym. Und weil er daran gewöhnt war,

verdeckt zu arbeiten, trug er eine Zeitungsjungenkappe, die er in die Stirn gezogen hatte, so dass sie sein rotes Haar verbarg. »Constable«, sagte er zu einem der Männer, die ihn begleiteten, »machen Sie uns den Weg frei.«

»Jawohl, Inspector.«

Die sogenannte Blendlaterne, die jeder Polizist bei sich trug, war innen mit einem Reflektor ausgestattet, und die einzige Öffnung war mit einem Vergrößerungsglas verschlossen. Die vielen grellen Lichtstrahlen unterstrichen noch die barschen Stimmen, als die zehn Polizisten sich vorwärtszuschieben begannen, während sie brüllten: »Machen Sie Platz! Polizei! Räumen Sie die Straße!«

Ryan folgte ihnen in der Hoffnung, der Anblick so vieler Polizisten würde die Aufmerksamkeit der Menge von ihm ablenken und so seine Anonymität wahren. Sie erreichten eins der vielen kleinen Geschäfte in dieser Gegend, die von den Angehörigen der Handelsmarine aus den nahegelegenen Docks frequentiert wurden. Hier in der Nähe der Themse roch es durchdringend nach Exkrementen. Es gab in London keinerlei Abwassersystem; die Fäkalien der ganzen Stadt sickerten in den Fluss oder wurden in ihn gekippt.

Ein Streifenpolizist stand vor dem Laden Wache. Die Fensterläden waren geschlossen und erlaubten keinen Blick ins Innere. Wie alle uniformierten Polizisten war der wachstehende Constable groß. Seine wuchtige Gestalt sollte Verbrecher abschrecken, damit er seinen Knüppel gar nicht erst zu ziehen brauchte. Auf dem Helm und dem breiten Gürtel prangten das Polizeiabzeichen und das goldene Monogramm VR – die Initialen von *Victoria Regina*.

Ryan erkannte den Constable vor allem an einer Narbe am breiten Kinn. Die Narbe hatte der Mann sich zugezogen, als er während einer Ermittlung, bei der sie einen Monat zuvor zu-

sammengearbeitet hatten, den Schmierestehler einer Einbrecherbande überwältigt hatte. »Sind Sie das, Becker?«

»Ja, Inspector. Schön, Sie zu sehen, obwohl ich mir wünschen würde, die Umstände wären anders.«

»Was haben Sie gefunden?«

»Fünf Leichen.«

»*Fünf*? Der Constable, der mich geweckt hat, hat etwas von vieren gesagt.«

»Das hab ich zuerst auch gedacht. Drei Erwachsene und ein kleines Mädchen. Die Nachbarn sagen, sie war sieben Jahre alt.«

Sieben Jahre alt? Ryan sorgte mit einiger Anstrengung dafür, dass man ihm keine Reaktion anmerkte.

»Aber dann hab ich genauer hingesehen«, sagte Becker. »Im Schlafzimmer war ein Haufen Trümmer von etwas, das zerschlagen worden war. Ich hab zuerst nicht gesehen, dass das Teile einer Wiege waren. Unter einem Stück von der Korbbau-
be war ein Baby.«

»Ein Baby«, murmelte Ryan. Er verbarg seine Gefühle, als er sich zu den Beamten umdrehte, die mit ihm zusammen eingetroffen waren. »Fragen Sie die Nachbarn nach allem, das ihnen ungewöhnlich vorgekommen ist. Fremden. Jedem, der nicht ins Bild passt.«

Uns mag diese Vorgehensweise vollkommen offensichtlich vorkommen, aber das Verfahren, das Ryan damit in Gang brachte, gab es erst seit einigen wenigen Jahrzehnten. Die Wissenschaft, die schließlich als Kriminalistik bekannt wurde, hatte ihren Ursprung in Frankreich. Dort war ein ehemaliger Berufsverbrecher, Eugène François Vidocq, in den Dienst der Pariser Polizei getreten und hatte im Jahr 1811 eine in Zivil arbeitende Ermittlereinheit aufgebaut. Seine Detektive gaben sich als Bettler oder Säufer aus und infiltrierten Kneipen, die

von Verbrechern frequentiert wurden. Vidocq kündigte schließlich den Dienst bei der Pariser Polizei und gründete die erste private Detektei der Welt. Im Jahr 1843, ein Jahr nachdem das Londoner Detektivbüro eingerichtet worden war, hatte eine Gruppe von Ermittlern – Ryan war einer von ihnen gewesen – eine Reise nach Paris unternommen, wo Vidocq sie in seinen Methoden unterrichtete. Zum ersten Mal wurde die systematische Untersuchung eines Verbrechensschauplatzes zum Standardvorgehen.

»Machen Sie den Nachbarn klar, dass selbst die kleinste Einzelheit, die ihnen ungewöhnlich vorgekommen ist, wichtig sein kann. Einer von Ihnen muss die Tür bewachen, wenn Constable Becker und ich reingehen. Ich will nicht, dass noch jemand anderes ins Haus kommt. Sind Sie so weit?«, fragte er Becker.

»Es ist übel«, warnte Becker, während er die Tür öffnete.

»Das bezweifle ich gar nicht.«

Ryan trat als Erster ein.

In seinem Rücken hörte er jemanden in der Menge brüllen:

»Lasst uns rein! Lasst uns auch was sehen!«

»Ja«, schrie eine zweite Stimme, »ist kalt hier draußen!«

Ryan schloss die Tür, als Becker ebenfalls eingetreten war. Der kupfrige Geruch von Blut hing in der Luft.

Er konzentrierte sich und studierte den Laden. Eine Laterne an der Decke, rußverschmiert. Eine schäbige Ladentheke. In den Regalen lagen Kleidungsstücke und Socken in Arbeiterqualität. Links von der Theke eine geschlossene Tür.

»War diese Tür zu, als Sie reingekommen sind?«, fragte er Becker.

»Ich bin zur Hintertür reingekommen, aber ja, die Tür war zu. Nachdem ich's mir angesehen hatte, hab ich alles so gelassen, wie ich's gefunden hatte, so, wie Sie das vor drei Monaten haben wollten.«

»Gut. Sie sind also zur Hintertür reingekommen? Und die war nicht abgeschlossen?«

»Ich hab sie einfach aufmachen können.«

»Dann muss der Mörder durch die Hintertür entkommen sein, bevor Sie eingetroffen sind.«

»Das hatte ich mir auch gedacht.«

Ryan sprach nicht aus, was er dachte: dass Becker möglicherweise Glück gehabt hatte, weil der Mörder nicht mehr im Haus gewesen war, als der Constable hereinkam. Er hätte überrumpelt werden und als ein weiteres Opfer enden können.

Als er einen Blutspritzer am Verkaufstisch bemerkte, wappnete Ryan sich, ging um die Theke herum und stieß auf die erste Leiche. Die Kehle klaffte offen, fast wie ein zweiter Mund. Der zerschmetterte Schädel war formlos. Der Körper lag ausgestreckt in einer riesigen Lache aus Blut, das bis auf die Kleidungsstücke in den Regalfächern gespritzt war.

Ryan hatte nicht viele Leichen gesehen, die noch übler zuge richtet waren, und dann war es das Ergebnis von Rattenbissen oder eines längeren Aufenthalts in der Themse gewesen. Seine Ausbildung half ihm, seine Gefühle unter Kontrolle zu behalten.

Fünf Sockenpaare lagen in dem Blut.

»Der Ladenbesitzer muss nach denen gegriffen haben. Wo ist die Kasse?«

»Unter der Theke.«

Ryan griff nach dem Kasten und öffnete ihn, studierte die Mischung aus goldenen, silbernen und kupfernen Münzen. »Ein Pfund, acht Shilling, zwei Pennies.«

»Kann nicht viel los gewesen sein im Laden.« In Beckers Stimme schwang eine Spur Mitgefühl.

»Aber für manche Leute wäre das hier ein Vermögen. Warum hat der Mörder die Münzen nicht mitgenommen?«

Ryan ging zu der Tür links vom Kassentisch hinüber und öffnete sie. Der Anblick der Frau und des Kindes auf dem Fußboden war das, was ihn im Hausflur empfing. Ihre Gesichter waren eingeschlagen, ihre Kehlen aufgeschlitzt.

Einen Augenblick lang konnte Ryan nicht sprechen.

Auch diesmal wieder meldete sich seine Ausbildung zu Wort.

»Jemand ist in das Blut getreten und ausgerutscht, und zwar auf dem Weg zur Hintertür. Waren Sie das, Becker?«

»Mit Sicherheit nicht, Inspector.«

»Die Rutschspuren verwischen den Abdruck, aber es sieht nicht so aus, als ob das ein Stiefel mit genagelter Sohle gewesen wäre.«

»Was nahelegt, dass der Mörder kein Arbeiter ist?«

»Sehr scharfsichtig, Becker.«

Ryan öffnete eine Tür zu seiner Rechten und roch jetzt gekochtes Hammelfleisch zusätzlich zu dem Blut. In dem übelkeitserregenden Dunst gab er sich Mühe, möglichst flach zu atmen, während er die Leiche des Dienstmädchens auf dem Küchenfußboden studierte. Er sah das Entsetzen auf ihrem zerschmetterten Gesicht, und trotz allem anderen bemerkte er ihre Sommersprossen. Sie brachten ihn auf den Gedanken, dass das Mädchen aus Irland gestammt haben könnte so wie er selbst.

Der Abscheu zwang ihn, sich abzuwenden. Dabei fiel ihm ein großer Zimmermannsklöpfel auf, der neben einem Teller auf der Tischplatte lag. Sein Puls wurde schneller, als er sah, dass die Schlagfläche mit Blut bedeckt war.

Er hatte noch nie zuvor so viel Tod an ein und demselben Ort gesehen. Seine Stimme klang belegt. »Hat die Frau des Ladenbesitzers den Mörder überrascht, bevor er die Kassette unter der Theke öffnen konnte? Ist das der Grund, warum er nach hinten in die Wohnung gegangen ist und sie alle umgebracht

hat? Damit es keine Zeugen gibt? Und dann hat jemand an die Ladentür geklopft, und er ist geflüchtet, bevor er Zeit hatte, das Geld zu nehmen?«

Ryan erwog, was er selbst gerade gesagt hatte. »Nein, das kann es nicht sein. Wenn er nicht mal genug Zeit hatte, um das Geld zu stehlen, warum dann kostbare Sekunden damit verschwenden, die Tür hinter sich zuzumachen, bevor er den Gang entlanggerannt ist?«

»Vielleicht hat er von der Kasse gar nichts gewusst«, regte Becker an.

»Warum dann den Ladenbesitzer umbringen?«

Ryan trat wieder in den Gang hinaus und stellte fest, dass eine Tür weiter hinten ebenfalls geschlossen war. Hinter ihr lag ein kleines Schlafzimmer, das so vollgestellt war, dass er annahm, mehrere Menschen schliefen hier. Die zersplitterten Trümmer einer Wiege lagen im Zimmer verstreut. Becker hatte ihn gewarnt, dass er ein totes Baby finden würde. Und trotzdem war Ryan nicht vorbereitet, als er den winzigen in eine Decke gewickelten Leichnam unter einem Stück des zerschmetterten Wiegenhimmels fand.

»Gütiger Gott!« Ryan war seit zwölf Jahren Polizeidetektiv. Davor war er acht Jahre lang Streifenpolizist gewesen. Bei seinen Runden durch die Straßen der größten Stadt der Welt hatte er Dinge gesehen, von denen er geglaubt hatte, sie seien das Schlimmste, das ein menschliches Wesen einem anderen antun konnte. Jetzt ging ihm auf, wie unschuldig er gewesen war – ein Wort, von dem er niemals erwartet hätte, dass er es noch auf sich selbst anwenden würde.

»Ein Baby. Die Schläge mit dem Klöpfel müssen ...« Ryan unterbrach sich, um seine Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. »Ein Mädchen, sagen Sie?«

»Ja«, antwortete Becker matt.

»Die Schläge allein hätten sie getötet, aber er hat ihr trotzdem noch die Kehle durchgeschnitten.« Kurz flammte die Wut auf. »Verdammt noch mal, *warum?* Sie hätte ihn unmöglich identifizieren können. Es gab keinen Grund, sie zu töten. Er hat das Geld nicht genommen. Er hat alle Türen geschlossen. Er hat den Klöpfel liegen gelassen. Warum? Ich versteh's nicht.« Ryan verließ das Schlafzimmer, ging wütend den Gang entlang und öffnete die Hintertür.

Ein Beamter nahm Haltung an. »Sie können hier nicht hin.« »Schon in Ordnung, Harry«, beschwichtigte Becker, während er ins Freie trat. »Dies ist Detective Inspector Ryan.« »Entschuldigen Sie, Inspector. Ich bin einfach vorsichtig.« »Vorsicht ist gut.« Ryan trat in die Nacht hinaus. Er hatte gehofft, die kalte Luft würde ihn ruhiger machen, aber der Geruch des Nebels trug nur zu dem übelkeiterregenden Dunst bei, der ihm noch in der Nase zu hängen schien. »Was ist hier hinten?«

Der Constable richtete den Strahl seiner Laterne auf ein Abtritthäuschen und senkte ihn dann auf den harten Boden hinunter. »Ich hab nachgesehen, aber der Boden ist zu hart für Fußabdrücke.«

»Sind Sie durch das Haus gegangen, als Sie hier rausgekommen sind?«

»Nein. Constable Becker hat gesagt, je weniger Leute da drin, desto besser. Er hat gesagt, ich soll über die Mauer klettern, da, wo er's getan hat. Da drüben, nach rechts hin.«

»Nehmen Sie Ihre Laterne und zeigen Sie es mir.«

Die berüchtigten dichten Nebel von London bestanden zum Teil aus dem Kohlenrauch, der aus einer halben Million Schornsteine aufstieg und sich mit dem Flussnebel der Themse verband. Alle Mauern der Stadt waren dauerhaft mit einer Rußschicht überzogen. Aber jetzt beleuchtete der Strahl der

Laterne helle Streifen im Dreck an der Stelle, an der die beiden Polizeibeamten beim Darüberklettern die Backsteine der Mauer freigescheuert hatten.

»Zeigen Sie mir den Rest der Mauer.«

Nahe des Abtritts, im hintersten Teil des kleinen Hofes, wies ein Abschnitt der Mauer ebenfalls Streifen im Ruß auf.

»Das ist die Stelle, wo der Mörder drübergeklettert ist«, erklärte Ryan.

Die Menschenmenge auf der Straße vor dem Haus klang aufgebracht als zuvor.

»Lasst uns rein, wir wollen sehen, was das Schwein getan hat!«, brüllte jemand.

»Ausländer waren das! Keiner, der Jonathan gekannt hat, hätte ihm was angetan!«

Ryan wandte sich an den Beamten, der die Hintertür bewacht hatte. »Das hört sich an, als ob die anderen Constables Sie da vorn brauchen könnten. Beziehen Sie Posten in der Gasse. Hindern Sie jeden daran, nach hinten zu kommen. Haben Sie keine Angst, ein paar Beulen zu verursachen, wenn Sie müssen.«

»In Ordnung, Inspector. Jeder, der an mir vorbeizukommen versucht, hat morgen Kopfschmerzen.« Der Constable machte sich auf zur Hofmauer und verschwand im Nebel. Das Licht seiner Laterne wurde trüber und verblasste dann ganz.

Ryan horchte auf das Kratzen der Stiefel, als der Beamte über die Mauer kletterte. Dann wandte er sich an Becker.

»Sie müssen mit mir kommen.«

»In Ordnung, Inspector.«

Ryan zog sich auf die Mauer hinauf und studierte die neblige Finsternis auf der anderen Seite. »Geben Sie mir die Laterne und kommen Sie auch rauf. Passen Sie auf, dass Sie nicht an der gleichen Stelle rüberklettern wie der Mörder. Wir wollen in der Nähe der Stelle landen, wo er's getan hat.«

Als er sich zum Fuß der Mauer hinunterfallen ließ, sanken Ryans Füße alarmierend tief in den Schlamm. Er atmete scharf aus und wäre fast eine Böschung hinuntergerutscht, verhinderte es aber, indem er sich an Becker festhielt.

»Es hat doch gar nicht geregnet. Warum ist es so schlammig?«, fragte er verwirrt.

»Ja, hinter dem Laden war der Boden strohtrocken.« Becker hörte sich ebenso ratlos an, als er ein paar vorsichtige Schritte die Böschung hinab tat und den Strahl seiner Laterne nach unten richtete. Das Licht durchdrang den Nebel weit genug, um ihnen die Quelle des ungewöhnlich starken Gestanks zu zeigen: einen Abwassergraben, gefüllt mit einer trüben, öligen Flüssigkeit. »Himmel, hier führen die Abtritte der ganzen Nachbarschaft hin!«

Ein Kadaver trieb an der Oberfläche, es mochte ein toter Hund sein.

Ryan hätte fast gewürgt angesichts des Gestanks. »Glauben Sie daran, dass die Cholera davon verursacht wird, dass man das Miasma einatmet?«

»Das hat mir jedenfalls meine Mutter immer erzählt.« Beckers Antwort klang erstickt, als versuchte er beim Sprechen den Atem anzuhalten.

»Haben Sie jemals von Dr. John Snow gehört?«

»Nein«, antwortete Becker durch fast geschlossene Lippen.

»Bei der Cholerawelle vor drei Monaten habe ich mit ihm zusammengearbeitet. Snow ist sich sicher, dass die Krankheit durch das Trinken von schlechtem Wasser verursacht wird, nicht davon, dass man schlechte Luft einatmet.«

»Ich hoffe bloß, er hat recht damit.«

»Glauben Sie mir, ich auch. Beeilen wir uns hier einfach. Halten Sie die Laterne tiefer über den Boden. Es muss da Fußabdrücke geben.«

»Dort.« Becker deutete hin. »Tief.«

»Prachtstücke. Gehen Sie mit der Laterne noch ein bisschen tiefer. Da, sehen Sie, die hier haben auch keine genagelten Sohlen. Die Spuren sind deutlich genug, ich kann Gipsabdrücke davon machen lassen.«

»Davon hab ich gehört, aber gesehen hab ich das noch nie.«

»Sie mischen einfach Wasser und Gips, bis ...«

Ein Tier grunzte.

Ryan erstarrte.

Als das Tier ein zweites Mal grunzte, klang das Geräusch lauter und näher. Es kam von links.

»Ein Schwein«, sagte Becker.

»Ja«, stimmte Ryan nervös zu.

»Klingt wie ein großes Vieh«, urteilte Becker.

London war die Heimat aller möglichen Nutztiere. Bauern, die in die Stadt gezogen waren, und Arbeiter, die alles taten, um zu überleben, fanden in ihren Hinterhöfen oft Platz für Tiere, die als Nahrungslieferanten gehalten wurden. Kühe, Schweine, Ziegen, Schafe, Hühner – ihre Lautäußerungen gehörten ebenso sehr zur Geräuschkulisse der Stadt wie das Rumpeln von Rädern und das Klappern von Hufen.

Gerade Schweine waren doppelt nützlich. Sie lieferten nicht nur Fleisch, sie fraßen auch Abfall. Ebenso wie die allgegenwärtigen Krähen spielten sie eine wichtige Rolle im immerwährenden Kampf der Stadt gegen die Gefahr, im eigenen Unrat zu versinken.

Das Schwein grunzte wieder. Das Geräusch hatte seinen Ursprung etwa auf der Höhe von Ryans Leistengegend.

»Wenn sie hungrig genug sind, greifen sie auch Menschen an.« Becker hielt die Laterne in einer Hand und zog mit der anderen seinen Polizeiknüppel. »Einmal habe ich's selbst gesehen.«

Das Licht der Laterne zeigte ihnen einen eisernen Haken in der Backsteinmauer. Becker hämmerte mit dem Knüppel dagegen. Der Knüppel hatte eine Stahlspitze, die ein schepperndes Geräusch verursachte. »Wenn dieses Schwein noch näher kommt, ruiniert es die Fußspuren, und Sie können keine Gipsabdrücke mehr machen. Aber während wir hier rumstehen, kommt der Mörder voran.«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte Ryan.

»Jemand muss den Spuren nachgehen«, erklärte Becker. »Und jemand anderes muss diese Abdrücke bewachen. Gehen Sie. Sie wissen, nach was Sie suchen. Ich bleibe hier und halte das Schwein von den Fußabdrücken fern.«

»Sind Sie sicher, dass Sie das machen wollen?« Ryan sah zweifelnd in die erstickende Dunkelheit hinaus.

»Wenn's hilft, den Dreckskerl zu erwischen, der das getan hat, Inspector. Gehen Sie. Nehmen Sie die Laterne mit.«

»Und Sie lasse ich hier im Dunkeln stehen?«

»Die Alternative wäre, dass *Sie* im Dunkeln sind. Wie wollen Sie ohne Laterne die Spuren verfolgen? Fangen Sie ihn.«

»Und wenn ich ihn *nicht* fange, können wir ihn vielleicht über die Fußabdrücke identifizieren, die Sie bewachen? In Ordnung.« Ryan griff widerwillig nach der Laterne. »Danke.«

»Kann ich Sie was fragen, Inspector?«

»Natürlich.«

»Was müsste ich tun, wenn ich Detective werden wollte?«

»Sie machen gerade einen guten Anfang.« Ryan überzeugte sich, wohin die Abdrücke führten – nach rechts, fort von der Stelle, wo das Schwein aufgetaucht war. »Ich bringe die Laterne zurück, sobald ich kann.«

Er drehte die metallene Abdeckung, so dass mehr Luft an den brennenden Docht gelangte. Das Licht wurde heller. Er richtete den Strahl nach vorn und machte sich auf den Weg die schlam-

mige Böschung entlang. Hinter sich hörte er ein weiteres Grunzen und dann das Geräusch, mit dem die Stahlspitze von Beckers Knüppel auf den eisernen Haken traf. Es schallte durch die Dunkelheit.

Ryan hielt sich dicht an der Mauer, als er den Spuren nachging. Er bewegte sich vorsichtig in dem Wissen, dass der Mörder noch in der Nähe sein konnte. Der Nebel legte sich in kleinen Spiralen um ihn, und er hörte Ratten, ihre Klauen kratzten auf dem Stein. Nach fünf Minuten erreichte er das mit Müll übersäte Pflaster einer Gasse zu seiner Rechten und sah, dass die Fußabdrücke zu einer schlammigen Spur geworden waren. Eine Katze schoss kreischend vor ihm davon.

Die schlammigen Abdrücke wurden schwächer, aber bevor sie ganz endeten, hatte Ryan eine trübe Gaslaterne am Ende der Gasse erreicht. Zu seiner Verwunderung stellte er fest, dass die letzten Abdrücke auf die Mauer links von ihm zuführten und erst dann auf die Straße hinaus. Die Stimmen der Menschenmenge kamen von rechts, aus der Richtung des Geschäfts.

Die Leute waren so sehr vom Lärm abgelenkt, dass sie nicht weiter darauf geachtet haben, als der Mörder diese Gasse verlassen hat, dachte Ryan.

Aber warum ist er hier so dicht an die Mauer getreten?

Ryan richtete den Strahl seiner Laterne nach unten und trat den Müll auseinander. Verdreckte Lumpen flogen zur Seite, dazu Glasscherben und die nach Urin stinkenden Überreste einer Holzkiste.

Etwas Helles erregte seine Aufmerksamkeit. Er trat weiteren Unrat aus dem Weg und bückte sich, um einen näheren Blick auf seinen Fund zu werfen. Die Brust wurde ihm eng, als er den Elfenbeingriff eines zusammengeklappten Rasiermessers erkannte.

Während Inspector Ryan das Rasiermesser musterte, stand Constable Becker im Stockdunkeln und spürte, wie der Nebel über sein Gesicht strich. Die Mauer dämpfte den Lärm der Menschenmenge auf der Straße vor dem Geschäft, und die einzigen Geräusche schienen das Hämmern seines Knüppels und das Grunzen des Schweins zu sein. Die Laute, die das Tier von sich gab, waren tief und guttural wie bei einem Menschen mit Schwindsucht, der Blut herauszuhusten versucht.

»Halt dich verdammt noch mal fern von mir!«, brüllte Becker in der Hoffnung, die Bestie zu verscheuchen.

Aber das Schwein verschwand nicht.

Im Gegenteil, die Geräusche, die es machte, schienen näher zu kommen. Becker hatte das Gefühl, seinen undeutlichen Umriss im Nebel erkennen zu können. Er war auf einem Bauernhof aufgewachsen und wusste, dass Schweine bis zu zweihundert Pfund auf die Waage bringen konnten – das allerdings nur, wenn sie gut im Futter waren. Ob der Abfall, mit dem dieses Exemplar gefüttert wurde, und die Tierkadaver, die es dazu noch fand, ausreichten, um es auf diese Größe zu bringen? Aber selbst wenn das Schwein nur zwei Drittel dessen wog, was er befürchtete, konnte es ihn von den Füßen reißen, wenn es im Dunkeln anrannte. Zumal er schon jetzt Schwierigkeiten hatte, auf der schlammigen Böschung das Gleichgewicht zu halten. Sein Vater hatte beim Füttern der Schweine einmal den Halt verloren und war gefallen. Sie hatten ihn angegriffen, große, hässliche, aggressive Bestien, deren scharfe Zähne Fetzen aus Armen und Beinen seines Vates gerissen hatten. Die Schreie hatten Becker auf den Plan gerufen, und er hatte mit Steinen nach den Tieren geworfen und sie lange genug abgelenkt, dass sein Vater sich blutüberströmt über den Zaun hatte retten können.

Becker gab sich Mühe, die Erinnerung auszusperren, während

er sich gleichzeitig einzureden versuchte, dass er lediglich *glaubte*, den Umriss des Schweins im Nebel näher kommen zu sehen. Von seinen Versuchen, den üblen Dunst des mit Exkrementen gefüllten Grabens nicht einzuatmen, wurde ihm schwindlig. Hatte Ryan die Wahrheit gesagt damit, dass die Cholera durch das Trinken verdorbenen Wassers ausgelöst wurde und nicht durch das Einatmen seiner Dünste? Der Geruch war so fürchterlich, dass ihm übel wurde.

Das Schnobern des Schweins kam näher.

Becker wünschte sich nichts mehr, als einen Satz auf die Mauerkrone hinauf zu machen, hinüberzuklettern und sich in den sicheren Hof hinunterfallen zu lassen. Aber zugleich dachte er an die fünf Leichen in dem Haus dahinter und an sein Versprechen, die Fußabdrücke des Mörders zu bewahren. Er war entschlossen, nicht sein ganzes Leben lang Constable zu bleiben. Er war fünfundzwanzig Jahre alt. Er hatte sich in seelentötender Knochenarbeit versucht, hatte sechzig Stunden die Woche in einer Ziegelmacherei gearbeitet, bis ihm aufgegangen war, dass seine Größe und seine Muskeln ihm die Möglichkeit eröffneten, Polizist zu werden. Er war fünf Jahre lang in London Streife gegangen, überwiegend in den übelsten Vierteln der Stadt, hatte mehr Stunden gearbeitet als in der Ziegelmacherei, hatte Nacht für Nacht zwanzig Meilen zurückgelegt und sich nur eine einzige Nacht alle vierzehn Tage ausgeruht.

Und trotz alledem, so sehr ihn manches von dem abstieß, was er sah, war er stolz darauf, als Polizist sein Gehirn ebenso wie seine Körperkraft einsetzen zu können. Hier hatte er die Möglichkeit, Menschen vor Unheil zu bewahren. Aber jemand wie Inspector Ryan hatte noch viel bessere Aussichten darauf, dies zu tun. Ganz abgesehen davon, dass das Gehalt eines Detective achtzig Pfund Sterling im Jahr betrug verglichen mit den fünf-

undfünfzig Pfund, die ein Constable verdiente. Wenn der Preis für ein besseres Leben darin bestand, ein aggressives Schwein vom Zertrampeln dieser Abdrücke abzuhalten, dann, bei Gott, würde er die Stellung halten.

Seine Entschlossenheit wurde auf eine harte Probe gestellt, als er im wabernden Nebel ein zweites Schwein grunzen hörte.

Es kam aus der entgegengesetzten Richtung. Eingeklemmt zwischen den beiden Tieren, drosch Becker seinen Knüppel gegen die eiserne Krampe.

»Macht, dass ihr wegkommt, ihr Hurensöhne!«

Stattdessen hörte er das erste Schwein durch den Schlamm anrennen. Er versuchte die Entfernung einzuschätzen, schwang den Knüppel mit aller Kraft und spürte einen massiven Aufprall. Das schrille Kreischen des Schweins in der Dunkelheit erinnerte Becker an die Geräusche, die sie zur Schlachtsaison gemacht hatten, wenn sein Vater ihnen die Kehle durchschnitt. Er stand breitbeinig über den Fußabdrücken, die zu verteidigen er geschworen hatte, und schwang den Knüppel, wieder und wieder, und mehrmals spürte er, dass er getroffen hatte. Das Schwein heulte gellend auf und rammte ihn in der Höhe seines Oberschenkels. Der Aufprall war so heftig, dass er fast in den Abzugsgraben getorkelt wäre.

Pass auf, die Fußabdrücke!

Becker ging in die Hocke, um das Gleichgewicht zu wahren, und schlug nach dem Schwein, als es an ihm vorbeistürmte. Er erwischte eine Keule und spürte, wie seine Waffe sich ins Fleisch grub. Das Schwein quiekte. Becker richtete sich auf, wobei er sorgsam darauf achtete, dass die Abdrücke zwischen seinen Füßen keinen Schaden nahmen.

Jetzt waren beide Tiere auf derselben Seite, und er brauchte seine Aufmerksamkeit nicht mehr zwischen ihnen aufzuteilen. Aber wenn sie gleichzeitig angreifen sollten, würde er sie un-

möglich davon abhalten können, ihn in den Dreck zu werfen und mit den Zähnen auf ihn loszugehen.

»Ihr wollt euch mit mir anlegen? Hier!«

Becker trat vor, brachte etwas Abstand zwischen sich und die Fußabdrücke, um sie besser zu schützen. Er schwang den Knüppel mit aller Kraft und war verblüfft über den unerwarteten Aufprall. Das Aufheulen klang nach einer Mischung aus Schmerz und Rage, aber die Rage des Tiers war größer. Wieder griff das erste Schwein an. Oder vielleicht war es auch das zweite. Becker hätte es nicht sagen können, als er ausholte, danebenschlug und spürte, wie Zähne seinen Ärmel packten. Die Zähne zerzten. Er zog in die entgegengesetzte Richtung.

Der Ärmel riss. Er fiel. *Die Abdrücke! Nicht auf die Abdrücke fallen!* Er warf sich herum, fort von den Abdrücken, und stöhnte, als er gegen die Mauer prallte. Der Dreck gab unter ihm nach, und er rutschte aus und landete auf der Seite. Sein metallverstärkter Helm rollte davon. Die Schweine rannten an. Er trat mit beiden Füßen nach ihnen, traf Schnauzen und Zähne, und in seiner Angst kam es ihm vor, als sitze er auf einer dieser neumodischen Apparaturen, die er vor kurzem gesehen hatte, Zweirad nannten sie es, und strampelte wild mit den Beinen – nur dass er auf der Seite lag und die dicken Sohlen seiner Stiefel nicht auf Pedale trafen, sondern auf Augen und Ohren und Schnauzen. Er brüllte und trat fester zu, während er sich mit dem Rücken dichter an die Mauer heranarbeitete. *Nein! Zu dicht an den Abdrücken!*

Während Detective Ryan noch das zusammengeklappte Rasiermesser musterte, das er gefunden hatte, stellte er fest, dass seine Laterne trüber wurde. Er drehte am Verschluss, um mehr Luft ins Innere zu lassen, aber es nützte nichts, wenn überhaupt, dann wurde das Licht noch schwächer. Er schüttelte sie,

hörte kein Petroleum mehr schwappen und wusste, dass er bald im Stockdunkeln stehen würde.

Als er das Messer aufklappte, reichte das verbleibende Licht eben noch aus, um ihm zu zeigen, dass Blut an Klinge und Scharnier klebte. Er klappte das Messer wieder zu und schob es in die Jackentasche.

Die Laterne ging aus. Ohne die Gaslaterne am Ende der Gasse hätte er überhaupt nichts mehr gesehen. Zu seiner Rechten hörte er das Lärmen der Menschenmenge vor dem Laden. Er verließ die Gasse und ging über die glitschigen Pflastersteine den Stimmen nach, von einer trüben Laterne zur nächsten. Als er sich der Menge näherte, kam das matte Licht aus den Fenstern den Straßenlaternen zu Hilfe. Ladenbesitzer, die hinter oder über ihren Geschäften lebten, waren durch den Aufruhr geweckt worden.

Als er im Rücken der Meute angekommen war, arbeitete er sich zu der Ladenzeile zu seiner Rechten durch und versuchte an den Häusern entlang voranzukommen.

»He, pass auf, wen du anrempelst!«, beschwerte sich ein Mann.

»Polizei. Ich muss hier durch.«

»Du siehst mir nicht wie ein Peeler aus.«

»Beamter in Zivil.«

»Ja, und ich bin Lord Palmerston. Stimmt's, Pete? Ich bin nämlich Lord Palmerston.«

»Stimmt. Lord Cupido. Der bist du.«

»Und der Kerl hier glaubt, er wär Königin Victoria, so wie er drängelt.«

»Es ist wirklich wichtig, dass ich hier durchkomme. Bitte machen Sie Platz, damit ...«

»Verpiss dich, Kumpel.«

Ryan roch den Gin-Atem des Mannes und verlegte seine Versuche, durchzukommen, in die Mitte der Menschentraube. Er

hob die Polizistenlaterne in der Hoffnung, sich auf diese Art etwas Autorität zu verschaffen. »Machen Sie Platz. Ich muss zu diesem Laden.«

»Wo hast du die Laterne geklaut?«

»Ich gehöre zur Polizei. Ich muss hier durch.«

»Ja, ganz sicher. Wo ist dein Abzeichen? Zieh Leine.«

Plötzlich spürte Ryan eine Hand in seiner Jackentasche. Irgendein Langfinger versuchte ihn zu bestehlen. Er rammte dem Mann die Laterne gegen den Arm.

Der verhinderte Dieb brüllte: »Er hat ein Rasiermesser in der Tasche!«

»Wer? Wo?«

»Er! Er hat ein Rasiermesser!«

Als Ryan sich loszumachen versuchte, wurde er gepackt, gegen einen Laternenmast gedrückt und geschüttelt.

Die Mütze fiel ihm vom Kopf.

»Rote Haare!«

»Der ist Ire! Wir haben den Mörder!«

»Hören Sie mir zu! Ich gehöre zur Polizei!«

»Was wollen Sie dann mit dem Rasiermesser in der Tasche? Hat einer den hier in der Gegend schon mal gesehen?«

»Wohl kaum, an die roten Haare würde ich mich erinnern!«

Ryan fühlte sich nackt ohne seine Mütze. Er versuchte sich loszureißen.

»Du bleibst da!«

Eine Faust rammte seine Magengrube.

Ryan krümmte sich und rang nach Luft. Zugleich schwang er die Laterne nach oben. Als ein Mann aufstöhnte, stieß Ryan ihn gegen mehrere andere, von denen einer stürzte. Eine Lücke öffnete sich. Ryan rannte hindurch, während er die Laterne schwenkte.

»Lasst den Kerl ja nicht entwischen!«, brüllte ein Mann.

Die Meute im Nacken, sah Ryan die Mündung der Gasse vor sich, die er gerade erst verlassen hatte, und stürzte hinein. Aber wenn er erst außerhalb der Reichweite der Straßenbeleuchtung war, würde er nicht mehr rennen können – die Gefahr war zu groß, dass er etwas rammen und sich ernstlich verletzen würde. Die trübe Laterne ließ ein Kistenbrett ganz in der Nähe der Stelle erkennen, wo er das Rasiermesser gefunden hatte. Er griff danach und zog sich in die Düsternis zurück. Als seine Verfolger die Gasse erreicht hatten, stürmte der erste Mann hinein, und Ryan schlug ihm das Brett seitlich gegen den Kopf.

Der Mann heulte auf und zog sich schleunigst auf die Straße hinaus zurück.

»Worauf wartest du?«, brüllte jemand. »Los, hinter ihm her!«

»Geh du doch hinter ihm her!«, schrie der erste Mann zurück, während er sich den blutenden Kopf rieb.

»Was ist hier los?«, wollte eine Stimme wissen.

»Constable, wir haben den Mörder gefunden! Er ist da drin! Er hat ein Rasiermesser!«

»Zurücktreten!«

Ein greller Lichtstrahl durchschnitt den Nebel.

Das Licht kam näher.

»Polizei!«, rief die Stimme. »Nennen Sie Ihren Namen!«

Ryan erkannte die Stimme. Der Constable hinter der Laterne war einer der Männer, mit denen er das Wohnheim in der Nähe von Scotland Yard teilte.

»Hallo, Constable Raleigh.«

»Woher wissen Sie, wer ich bin?«

»Ist es mit der Blase an Ihrem linken Fuß jetzt besser geworden?«

»Der Blase an ...? Himmel, die roten Haare. Das ist ja Detective Inspector Ryan!«

»Zusammenschlagen!«, brüllte ein Mann auf der Straße.

»Geben Sie mir Ihren Knüppel«, sagte Ryan.

Der Constable gehorchte.

»Jetzt holen Sie Ihre Ratsche raus«, wies Ryan ihn an.

Der Constable zog die Ratsche aus dem Gürtel und klappte den Handgriff aus. Im Licht der Laterne sah das Metall des Rahmens bedrohlich aus.

Ryans unförmige Jacke enthielt alle möglichen Gegenstände, die sich bereits als praktisch erwiesen hatten. Er holte vier Wollfäden aus der Tasche.

»Wofür sollen *die* gut sein?«, fragte der Constable.

»Um unsere Ohren zu schützen.«

Ryan knüllte zwei der Fäden zusammen und schob sie dem Polizisten in die Ohren. Er wiederholte das Ganze bei sich selbst. Die Wollpfropfen dämpften Lärm, ohne ihn ganz auszuschließen.

»Schon wieder was gelernt«, sagte der Polizist.

»Richten Sie den Lichtstrahl und bedienen Sie die Ratsche so laut Sie können. Wir bahnen uns einen Weg zu dem Laden – wenn Sie mitmachen wollen?«

»Mit Vergnügen.«

»Dann stellen wir doch die Ordnung wieder her.«

»Holt den Iren da raus!«, brüllte ein Mann draußen in der Menge.

Der Polizist hob die Blendlaterne. »Platz da!« Er umfasste den Griff der Ratsche und ließ den Rahmen kreisen.

»Auseinander!«, brüllte Ryan im Vortreten. Er hielt den Knüppel in einer Hand und das Kistenbrett in der anderen. »Machen Sie die Straße frei!«

Die Meute stolperte nach hinten.

»Aus dem Weg!«, donnerte der Constable, während er aus Leibeskräften seine Ratsche schwang.

Der größte Mann zögerte. Ryan versetzte ihm einen Hieb auf den Arm, und der Mann heulte auf und verschwand in den Nebel. Ein weiterer Mann ging vor; Ryan erwischte ihn am Knie und brachte ihn zu Fall.

Plötzlich stimmten weitere Ratschen in den Höllenlärm ein. Constables stürmten auf Ryan zu und bildeten eine Kette. Sie drängten die Menge zurück, leuchteten Männern direkt ins Gesicht, schlugen gelegentlich mit den Bleigewichten an ihren Ratschen zu.

Die Menge zerstreute sich.

»Suchen Sie weiter! Fragen Sie weiter!«, drängte Ryan. »Und jemand soll mir eine Laterne leihen!«

Becker, dachte er. Er stürzte in den Laden und den Hausflur entlang in den Hof hinaus.

»Becker!«

Er rannte an dem Abtritt vorbei und zog sich auf die Mauer hinauf.

»Hören Sie mich, *Becker*?«

Als er im Licht seiner Laterne über die Mauerkrone spähte, keuchte er.

Der Constable lag neben dem mit Exkrementen gefüllten Graben. Seine Uniform war verdreckt und blutig. Neben ihm lagen zwei riesige Schweine, auch sie blutüberströmt und offenbar tot.

»Becker! Sagen Sie was! Ist alles in Ordnung?«

Der Constable spähte blinzelnd ins Licht. »Die Mistviecher haben die Spuren nicht ruiniert. Ich hab's versprochen, sie würden's nicht tun. Jetzt können Sie Ihre Gipsabdrücke machen.«